

Allein  
die Welt  
dazwischen

Peter Hofmann

Roman

*Heimatkunde*

## Kapitel 4

„Die werden schon warten“, sagt Klaus, sieht sorgenvoll auf die Uhr in der Armatur und drückt den Hebel für die Scheibenwaschanlage.

„Wie lange werden wir noch brauchen?“

Klaus zuckt mit den Schultern. „Zwanzig Minuten vielleicht.“

Die Straße ist schmal, windet und schlängelt sich durchs Gebirge. Die Berge sind höher geworden.

Henry hat die Hand auf sein Knie gelegt und streichelt Klaus ab und zu. Wie zur Beruhigung, als würde er einen Ausbruch oder einen Anfall befürchten, denn Klaus ist angespannt. Die Hand liegt da wie eine Elektrode, die Herzschlag, Atemzüge oder Hirnaktivität mißt.

Irgendwie ist Henry auch neidisch auf Klaus, auf die Aufregung und die Spannung. Wenn er Astrid anruft – er nennt sie längst nicht mehr seine Mutter –, dann ist er nie aufgeregt. Sie wohnt seit sieben Jahren in Bayern, hat einen Gastronomen namens Jean geheiratet und bedient in seinem Restaurant. Es scheint ihr zu gefallen. Sie ist immer freundlich zu Henry, als wäre sie in einem Seifenoper-Wunderland interniert, ihre Stimme ist glatt und poliert. Fremd ist sie ihm geworden. Der Berliner Dialekt ist einem näselnden Hochdeutsch gewichen. Astrid sagt nicht mehr „ick“. Dieser Berliner Unterton ist verschwunden. Und manchmal ist es, als spräche nicht sie am Telefon, sondern eine Frau, die vorgibt, Astrid zu sein.

Als Henry ihr damals sagte, daß er schwul sei, antwortete sie, ohne Schrecksekunde, ohne Anzeichen von Verwunderung oder Schock: „Hauptsache, du bist glücklich.“

Es klang wie einstudiert, als hätte sie eben jene Szene schon den ganzen Abend auswendig gelernt und geprobt. Es war die Seifenoper-Vorstellung, sie hatte Jean schon kennengelernt. Und sie schien glücklich, jedenfalls tat sie so.

Hauptsache, du bist glücklich. Henry dachte, er würde sie erschrecken, doch erschrocken war nur er. Und glücklich war er nicht, als er es ihr gestand. Aber das interessierte sie nicht, sie war mit ihrem eigenen Glück beschäftigt. Sie nahm Henry nicht in den Arm, sie tröstete ihn nicht.

Jetzt streichelt er Klaus wieder. Klaus lächelt. Etwas gequält, aber er lächelt.

Klaus kennt nur Astrids Stimme. Und er für seinen Teil ist ein wenig auf Henry neidisch. Auf diese lächelnde Frau, der man ihr Alter nicht ansieht, die perfekt geschminkt und schlank ist. Sie steht auf einem griechischen Felsen, einen Arm in die Taille gestützt, eitel und schelmisch die Kamera anflirtend. Wie ein Ex-Model mit noch nicht ganz verwelkter Schönheit. Das Bild hängt neben Henrys Bücherregal. Klaus würde seine Mutter nie Ursula nennen. Ursel nannten sie ihre Kolleginnen, und auch die Freundinnen und die Verwandten sagen Ursel. Nur Tante Siggie aus Hof, die manchmal zu Besuch über die Grenze kam und Lux-Seife und Jacobs-Kaffee mitbrachte, sagte Ulla zu ihr.

Zu Ursula paßte Ulla nie.

Klaus sagt Mutti. Weder Ulla noch Ursel käme ihm über die Lippen.

Er weiß noch, wie erstaunt er war, als sie ihm sagte, daß Oma den Vornamen Annemarie hat. Klaus war fünf oder sechs. Da stand er dann an der Wohnungstür von Oma und sagte ganz stolz: „Guten Tag, Oma Annemarie.“ Und Oma Annemarie drückte ihn ganz fest.

Die andere Oma war die Oberbirker Oma, weil sie in Oberbirk wohnte. Sie hieß Lissy. Oma Lissy starb, als Klaus drei war. Oma Annemarie starb vor sieben Jahren. Die einzige Beerdigung, die Klaus je erlebt hat. Großväter hatte er nicht. Einer ist gestorben, als Ursula klein war. Sie sagte nie, wie alt sie gewesen ist, sie sagt immer, „als ich klein war“. Und der andere Opa ist nicht aus dem Krieg zurückgekehrt; er gilt noch heute als vermißt. Irgendwo in Rußland.

„Da kommt gleich ein Parkplatz, fahr mal da an die Seite“, sagt Henry.

Klaus tut es sofort, fährt auf die kleine Einbuchtung, die hier als Parkplatz gilt.

Dann erst fragt er: „Warum?“

„Weil ich dich noch mal küssen will in aller Ruhe“, sagt Henry, legt ihm die Hand aufs Gesicht, beugt sich hinüber und küßt Klaus, küßt seinen schönen, hungrigen Mund, seine Lippen, die so hart wirken, obwohl sie unendlich weich sind und warm. Er küßt ihn, um ihn zu beruhigen und um sich zu beruhigen. Er küßt ihn und fühlt, daß er es aus Angst tut. Er hat Angst, daß der nächste Kuß nur noch die Berührung von Lippen bedeutet, nur aus Routine und Gewohnheit geschieht, daß das Kribbeln verschwunden ist und er nicht mehr umgehend geil wird, wenn er Klaus küßt.

Doch es kribbelt noch.

Der Motor läuft im Standgas, und Henry küßt Klaus aus purer Angst. Angst vor den bevorstehenden Tagen, Angst vor diesem Ort im Wald, den er nicht kennt, Angst, weil ein Brief zu Hause in der abschließbaren Schreibtischschublade liegt, von dem Klaus noch nichts weiß. Henry küßt Klaus und hält dabei sein Gesicht mit beiden Händen fest.

Es ist ein langer, gieriger, geiler, verzweifelter Kuß.

Beide halten wie auf Kommando inne und sehen sich an.

„Ich lieb dich, mein Kleener“, flüstert Henry fast entschuldigend.

Klaus hat ganz große, staunende Augen.

„Gott, würd ich jetzt gern mit dir ficken“, stößt Klaus hervor, und im nächsten Moment, als wäre er gerade aufgewacht, sagt er hastig und etwas entschuldigend: „Ich lieb dich doch auch. Ich lieb dich doch auch.“

Es ist ein seltsames Geständnis. Vielleicht ist es das erste Mal, daß einer von ihnen es zugibt. Klaus weiß es nicht mehr. Am Anfang vielleicht fiel ein Satz in der Art. Es war aber nicht dieser Satz.

Nach drei oder vier Wochen fragte Henry, was er denn jetzt sagen sollte, wenn ihn jemand fragte, ob er einen Freund hat.

Klaus sah ihn fragend an, und Henry meinte dann: „Ich würde gern sagen, daß du mein Freund bist.“ Und Klaus sagte: „Ja“.

So einfach war es, wie eine Vereinbarung, ein Vertragsabschluß mit Handschlag unter Ehrenmännern. Es klang beinahe wie *Ich liebe dich*. Ein Versprechen war es, eine Abmachung. Klaus hätte fast geheult. Noch nie hat jemand ihn das gefragt. Niemals gab einer seiner Männer so etwas zu verstehen. Nicht dermaßen klar und deutlich. Kann man sich einerseits sicher sein und andererseits nicht? Klaus konnte es. Er wußte in diesem Moment, als er Henrys Frage bejahte, daß es richtig ist, daß es irgendwie so sein muß. Daß dieses Ja ein Ja war und kein Vielleicht. Obwohl Klaus nicht wußte, was ihn so sicher machte und wieso sich Henry so sicher schien. Er fühlte sich in diesem Moment glücklich. Wenn er es richtig bedenkt, war es einer der glücklichsten Momente in seinem Leben. Doch gleichzeitig war es ein Moment voller Angst und voller Zweifel. Ähnlich wie jetzt. Auf dieser schmalen Entschuldigung für einen Parkplatz, im Auto, kurz vor einem *Vorsicht Steinschlag*-Schild.

Henry hält Klaus noch fest und sieht ihn an, streichelt ihn kurz übers Gesicht. Dann lassen sie sich los.

„Geht's dir gut, Kleener?“

Klaus zögert einen Moment.

„Ja, ich denk schon. Bin bloß ein bißchen aufgereggt.“

„Ich weiß.“

„Aber warum? *Die* waren mir so egal die ganze Zeit.“

Henry überlegt, dann gibt er Klaus noch einen kurzen Schmatz auf die Lippen.

„Egal‘ gibt’s wahrscheinlich nicht. Mir kocht ja auch immer wieder die Soße hoch, wenn ich mit Astrid telefoniere, obwohl die mir schon lange egal sein kann. Irgendwie ist es auch okay, denk ich.“

„Ja, muß wohl.“

Henry nickt. Sie sehen jetzt beide auf das Schild. Ein Auto flitzt vorbei. Der Niesel hat jetzt vollends aufgehört. Zwischen den Bergen hängen Nebelschwaden wie feuchte Laken.

„Ich hab dir kaum was erzählt“, sagt Klaus.

Henry lacht auf: „Nicht viel jedenfalls.“

„Wir machen uns einfach drei ruhige Tage. Vati sagt eh kaum was, und Mutti – mit der kann man klarkommen.“

„Und dein Bruder?“ fragt Henry.

„Ich hab ihr extra gesagt, daß ich keinen Bock auf ihn und seine Bagage habe. Überhaupt keinen.“

„Und warum?“

Klaus stöhnt, als müßte er zum hundertsten Mal auf dieselbe Frage antworten.

„Nichts warum. Es ist einfach das totale Desinteresse. Mir ist es schnurz, was die machen. Und was ich mache, interessiert die auch nicht. Der hat mir immer vorgeworfen, daß ich abgehauen bin.“

„Der?“

Klaus muß fast lachen.

„Frank. Ja, Frank. Und seine Tussi Yvonne. Mit Ypsilon.“

„Ja, ich weiß“, erwidert Henry.

„Und das Blag heißt Karsten.“

„Und die werden wir also nicht sehen.“

„Nein. Die können mir gestohlen bleiben. Hab ich Muttern jedenfalls gesagt.“

„Und was hat Muttern geantwortet?“

Klaus hebt die Stimme und fistelt weinerlich: „Ich will doch, daß ihr alle gut miteinander seid.“ Seine Stimme senkt sich wieder. „Eben, hab ich gesagt. Eben, also lassen wir das.“

„Dann ist doch gut. Dann zeigst du mir deine Heimatstadt.“

„Ja“, sagt Klaus und muß wieder lachen. Es ist alles so einfach mit Henry.

Das Auto tuckert noch immer im Standgas.

„Also dann.“ Klaus legt den ersten Gang ein, dann fährt er los.

„Mach mal Licht an“, bemerkt Henry, es ist dämmerig. Sie haben länger gebraucht, als sie dachten. Und schlagartig scheint auch der Verkehr zuzunehmen.

Nach ein paar Kurven sehen sie das Ortsschild von Oberbirk.

„Wir sind da“, flötet Klaus.

Henry ist still. Er sucht nach dem ersten Eindruck. Noch immer scheinen ihm die Straßen zu eng. Die Häuser sind zu nah, die Trottoirs zu schmal. Er fühlt sich eingezwängt, denn hinter den Häuserzeilen sieht man schon die Waldhänge, als hätte sie jemand mit Gewalt auseinandergedrückt, um einen Ort dazwischen zu klemmen.

Henry sieht einen graugeputzten Gasthof, der „Speisengaststätte Röder“ heißt; kurz danach kommt ein „OTTO-Center“ mit einem kleinen Schaufenster. Die „Bäckerei Steinert“ sieht aus wie hundert andere Bäckereien, nur daß das Haus geschiefert ist, wie viele andere hier auch. Dunkelgrau. Es ist November, da wirkt dieser Schiefer noch düsterer.

Sie bleiben an einer Ampel stehen. „Zur scharfen Ecke“ heißt das Lokal an der rechten Seite. Hinter einer der dreieckigen Fensterscheiben hängt ein *Geschlossen*-Schild vor grauen, zerschlissenen Gardinen. Die Straße wird abschüssig, jetzt bricht die Häuserzeile ab, und so etwas wie Villen stehen in Gärten, die kleiner wirken, als sie Henry aus dem Berliner Umland kennt. Dunkle Lattenzäune, aufgereiht wie Soldaten, dann wieder gekreuzt wie bei einer Musikantenstadl-Kulisse. Die Straße gabelt sich. Henry

erblickt ein Hochhaus, einen schlichten Kasten, der zwischen den Dächern herausragt wie ein überdimensionaler, vergessener Schuhkarton.

Henry fragt jetzt nicht, Klaus schweigt, aber sein Schweigen ist entspannter geworden. Sie sind in Oberbirk. Endlich hat Henry ein Bild für diesen Namen.

Henry sieht eine Kirche, eine schlanke Kirche mit einer hohen Mauer drumherum. Der Kirchturm ist spitz und geschiefert. Davor liegt der Marktplatz.

Henry sieht wieder eine Bäckerei, einen Metzgerladen, eine kleine Sparkasse mit greller, roter Leuchtschrift. Plötzlich hoppelt das Auto über Kopfsteinpflaster. Hier stehen Häuser mit großen Hofdurchfahrten und mit kleinen Fenstern, die einen argwöhnisch und mißtrauisch ansehen und trotzdem gemütlich wirken. Anderen Häusern wurden neue Fenster verpaßt, Berliner Fenster, mit senkrechten Streben, zu breit und zu groß für die putzigen Hausfronten.

Noch eine Kreuzung. Klaus sagt: „So.“

Eine Kleingartenanlage schiebt sich auf der rechten Seite ins Bild, links erstreckt sich ein weites Gelände mit zwei langgezogenen, fleckig gekalkten Baracken, vor denen ein greiser Bagger steht.

Nach der Gartenanlage gibt es nur noch zwei Häuser. Dahinter sieht Henry einen großen, umgepflügten Acker. Fast wie ein dunkelbraunes Meer. Klaus biegt rechts ein, fährt zwischen die beiden Häuser, das Tor der Hofeinfahrt steht offen, Kies knirscht. Es ist plötzlich still.

„Da wären wir“, sagt Klaus.

Henry nickt. An der körnigen Hauswand geht ein Licht an. Es ist eine matte, weiße Kugel. Eine kleine, hagere Frau kommt hinter der Hausecke hervor, bleibt drei Schritte vor dem Auto stehen, winkt kurz, stützt dann den Arm in die Seite und lacht.

„Da seid ihr ja!“ ruft sie. Sie nimmt Klaus in den Arm, und da sie gut zwei Köpfe kleiner ist als er, sieht es aus, als klimme sie sich

an ihm hoch. Er läßt sich auf ihre Höhe herunterbiegen. Sie umarmt ihn fest.

„Mein Junge“, sagt sie, „Menschenskind, mein Jung. Ist das schön.“

„Hallo“, murmelt Klaus verlegen. Sie zieht ihn noch einmal an sich, dann läßt sie ihn widerwillig los.

Klaus lächelt und richtet sich auf. Henry ist inzwischen ausgestiegen und steht unentschlossen neben Klaus. Sie grinst zu ihrem Sohn hoch, kneift ihn in die Wange, als würde sie ihm eine Dummheit verzeihen.

Klaus lächelt noch immer. Etwas offiziell scheint sein Lächeln, nun wird es vollends förmlich.

„Und das ist Henry.“

Die Frau in der dunkelblauen Schürze, auf der Blümchen in einem noch dunkleren Blau gedruckt sind, wendet sich ihm zu. Sie lächelt freundlich und fast ebenso förmlich wie Klaus. Henry entdeckt sofort die Ähnlichkeiten, daß Klaus die geschwungene Form seines Mundes, die etwas kurze, aber gerade Nase und die Augen von der Mutter geerbt hat. Ihr Gesicht ist schmal; sie wirkt nicht wie über siebzig. Ihre Haut ist frisch, etwas wächsern, ein leichtes Rot liegt auf ihren Wangen. Henry muß an Bauernmädchen in alten Kitschgemälden denken, obwohl Ursula nicht drall ist. In ihrem Gesicht liest Henry, neben aller Freundlichkeit, eine Strenge. Die dunkle Schürze läßt es blaß und klein wirken. Ihre weißgrauen Haare sind kurzgeschnitten und gescheitelt.

Wären ihre Augen nicht hellblau, etwas wäßrig und kühl, dann könnten es Klaus' Augen sein, die ihn freundlich ansehen und aufmerksam mustern.

Die Augen von Klaus sind dunkelbraun.

Sie streckt ihm die Hand hin. Er drückt sie, versucht einen nicht zu festen, aber auch nicht zu laschen Händedruck, denn ihre Hand ist sehr schmal und etwas knochig. „Ja“, sagt die Mutter von Klaus zu Henry. „Ich bin die Ursula.“

Sie schüttelt Henrys Hand etwas länger und sieht ihm für einen Augenblick direkt ins Gesicht.

„Freut mich. Herzlich willkommen“, sagt sie.

Klaus will zum Kofferraum, aber Ursula deutet mit dem Daumen nach hinten.

„Der Vati ist in der Werkstatt, der hat's gar nicht mitgekriegt, daß du da ...“. Sie stockt kurz. „Daß ihr da seid. Ich bin drinnen und mach euch einen Kaffee. Kaffee ist doch recht, Henry? Oder hätten Sie lieber ein Bier.“

„Och“, sagt Henry, „ein Bier wär jetzt schön. Danke.“ Er lächelt sie an, weil er sie auf Anhieb mag. Sie ist noch mißtrauisch. Sie muß mißtrauisch sein.

„Gut, bis gleich.“ Dann verschwindet sie hinter der Hausecke. Klaus bedeutet Henry, mitzukommen. Sie gehen um das Haus herum. Hinter der Ecke ist die Eingangstür. Dann beginnt ein Anbau, ebenfalls aus rotem Backstein, wie das ganze Haus. Hinter dem Haus ist eine scharfe Grenze gezogen; eine schnurgerade Flucht von Rasenkantsteinen trennt den Kies vom Rasen, der jedoch nur aus Verlegenheit zu wachsen scheint. Es ist dämmrig, der Hof ist von einem Drahtzaun umgeben. Ein Baum steht in der hinteren Ecke. Vielleicht ein Apfelbaum, denkt Henry.

Auf der anderen Seite des Anbaus ist eine Tür. Sie steht einen Spalt offen, es brennt Licht.

Klaus klopft an und drückt die ziegelrot gestrichene Tür auf.

Der Mann an der Werkbank, über der eine Neonröhre hängt, dreht sich um. Er hält einen Metallbohrer in der Hand, wahrscheinlich wollte er gerade schauen, ob es ein Sechser oder Achter ist, und sieht mit angestrengtem Gesicht über die Ränder der Hornbrille zur Tür.

„Ach“, sagt er, steckt den Bohrer in die Tasche seines grauen Arbeitskittels und sagt nochmals, als sei er sehr überrascht: „Ach.“

„Tag, Vati.“

Klaus geht hinein, Henry bleibt auf der Schwelle stehen und sieht sich in dem kleinen, weiß gekalkten Raum um. Regale hän-

gen an den Wänden, Schraubenzieher stecken der Größe nach in einer Halterung, ein Sägeblatt läßt daneben die Zähne etwas böseartig blitzen.

Neben der Werkbank steht ein Schrank mit dutzenden kleinen Schubladen. Gegenüber ist noch eine Tür, sie ist offen, dahinter sieht Henry ein Stück des Treppenhauses.

„Tag, Großer.“ Er schüttelt Klaus die Hand und faßt ihn an der Schulter an. Die beiden vollführen so etwas wie eine Umarmung. Sie drücken sich kurz, fast peinlich, aber sie wissen, es muß sein.

„Wie geht’s?“ sagt Klaus’ Vater mit einem Lachen in der Stimme. „Seid ihr gut durchgekommen?“

„Ja, ging so“, antwortet Klaus und deutet zur Tür.

„Das ist Henry.“

Henry betritt den Raum wie ein Schauspieler-Eleve, der auf sein Stichwort gewartet hat und nun beflissen, aber eine Sekunde zu früh auf der Bühne erscheint.

„Guten Tag“, sagt Henry. Es klingt etwas zu laut.

Er bekommt einen rauhen, festen Händedruck und wird über die Brillenränder hinweg begutachtet.

„Soso“, sagt der Vater. „Gut, wird sie oben schon Abendbrot gemacht haben.“

„Ja, sicher, wir holen noch unsere Sachen“, sagt Klaus.

„Dann macht mal.“ Er brummelt.

Klaus bedeutet Henry, der sich gern noch in der Werkstatt umgesehen hätte, mitzukommen.

Klaus fühlt sich leichter, er weiß nicht, warum, aber es ist so. Er weiß selber nicht, warum er im Auto so maulig gewesen ist. Er hat den Grund vergessen, wahrscheinlich schon, als er seine Mutter gesehen hat. Manchmal denkt er, die Zeit ist in Oberbirk stehen geblieben. Alles ist noch so, wie er es vor zwölf Jahren verlassen hat. Doch eigentlich war er schon früher fort. Damals, wenn er an den Wochenenden mit dem Zug kam, bepackt mit einem Studentenrucksack, als er noch den verwaschenen Parka trug und eine Nickelbrille. Die war aus Fensterglas, er meinte nur, sie stünde

ihm, und er wollte halt wie ein Student aussehen. Wenn er sich dem Haus näherte, dann stellte er sich vor, daß etwas passiert sein könnte und daß alles anders wäre. Er brannte vor Neugierde, wenn er die Klinke der kleinen Hoftür nach unten drückte. Damals war es ein Holztürchen. Als Kind meinte Klaus, so müsse die Tür zu einem Farmhaus oder einer Ranch aussehen. Noch heute hört er das Schloß klicken, ja man hörte es sogar im Haus. Es war kein lautes Geräusch, aber es war da, jeder hörte es, und sie wußten immer, wer gerade nach Hause kommt, denn das Schloß klang bei jedem anders. Bei Fremden klang es fremd, und seine Mutter huschte sofort ans kleine Küchenfenster und spähte durch die aufgereihten Topfpflanzen in den Hof, um zu sehen, wer gleich klingeln würde.

Es war immer so, wie es immer war. Mit jedem Besuch während des Studiums war Klaus darüber mehr enttäuscht. Er wußte, daß er nicht bleiben wollte, daß er irgendwo als Biologe arbeiten würde, nur nicht hier, wo er im besten Fall in irgendeiner Mastvieh- oder Pflanzenproduktionsanlage hätte anheuern können. Sie wollten ihn in Berlin. Die Partei. Er war nicht drin, und er war gut genug, daß er es sich leisten konnte, nicht drin zu sein.

In Oberbirk blieb alles beim alten. Manchmal glaubte Klaus, er entfernte und näherte sich dem Elternhaus nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich. Als wäre es gefangen in einem toten Zeitwinkel.

Ja, es scheint, als wäre alles hier noch so. Nur seine Mutter ist alt geworden, und sein Vater auch. Sie waren schon vor drei Jahren alt, als Klaus spürte, daß die Zeit vorbei war, in der Eltern nicht altern, in der es scheint, sie wären schon seit Jahrzehnten um die Vierzig und blieben es auch für immer.

Klaus öffnet den Kofferraum. Henry steht neben ihm und mustert das Haus von der Seite. Durch das schmale Fenster im Erdgeschoß kann er sehen, wie Ursula darin hantiert, offenbar ist das die Küche. Er wird sie siezen und Ursula nennen.

„Nimmst du mal?“

„Klar“, sagt Henry, noch immer das Haus begutachtend, und greift nach den Henkeln der grünen Reisetasche. Klaus nimmt den kleinen Rucksack.

„Wie heißt eigentlich dein Daddy. Oder soll ich ihn Herr Schlosser nennen?“

Klaus grient und sagt vornehm: „Er heißt Leonhard“.

„Nicht schlecht. Leonhard.“

„Sag einfach Leo. Ich hab noch nie gehört, daß ihn einer Leonhard genannt hat.“

„Also Leo“, sagt Henry kühl, dem Klaus etwas zu ausgelassen scheint.

Sie gehen ins Haus. Der Flur hat nur Platz für eine Garderobe und einen kleinen Spiegel; eine schmale Treppe, die sich leicht windet, führt nach oben, das Geländer ist braunbeige gestrichen.

„Stell die Tasche gleich auf die Treppe, wir schlafen oben.“

Henry tut, wie ihm geheißen. Er sieht nach oben, aber dort ist es dunkel. Neben einem Strohblumengesteck hängt ein gerahmter Spruch an der Wand.

*Das sind die Starken,*

*Die unter Tränen lachen.*

*Ihr eig'nes Leid verbergen*

*Und andere glücklich machen.*

Henry runzelt belustigt die Stirn.

Klaus zieht Luft durch die Nase. Es riecht wie immer. Er könnte diesen Geruch aus allen Gerüchen herausfiltern, könnte aber nicht sagen, aus welchen Einzelteilen er besteht. Braten, Bohnerwachs, etwas Parfüm, Reinigungsmittel, vom Anbau noch der Hauch von Heu, das sicherlich wie jedes Jahr im kleinen Dachboden des Anbaus liegt. Für die Kaninchen.

Sie hängen ihre Jacken an die Garderobe. Eine der beiden Türen geht auf, und Ursula ruft: „Hereinspaziert.“ Dann huscht sie wieder davon, Geschirr klappert. Es riecht jetzt eindeutig nach Gebratenem.

Sie stehen in einer großen Küche mit einem Tisch in der Mitte und einem Küchenbüffet, das Henry gleich ins Auge sticht. Ursula steht am Herd und wendet Bratwürste im zischenden Fett. In den Kacheln hinter dem Herd und der Spüle steht ein blau eingefasster Spruch in Frakturbuchstaben: *Iß zufrieden, was Dir beschieden.*

„Gehen Sie mal gleich durch in die Stube. Bin gleich fertig.“

Henry nickt und lächelt. Klaus zeigt ihm die Stube, also das Wohnzimmer. Der Fernseher läuft ohne Ton. In den Fächern der hellen Schrankwand stehen eng gedrängt Sammeltassen, Kristallkelche und hauchdünne Cognac-Schwenker. In einem Schrankfach sind Bilder aufgestellt, ungeschickt schmunzelnde Porträts, in Rahmen zusammengesteckt, vielleicht ein Dutzend. Henry will sie sich später ansehen.

Die Couch scheint neu und monströs, dunkel und samtig wie ein schlafendes Ungeheuer. Daneben döst der passende Sessel, vor sich einen Hocker und einen kleinen Tisch, auf dem eine Brille und eine Programmzeitschrift liegen. Ein paar Bilder hängen an der Wand. Die Reproduktion eines klecksigen Blumenstraußes, zwei Photos von Wasserfällen und ein Porträt, das über der Blumenbank hängt und von einem Gummibaum verdeckt wird. Ein junger Mann, Henry kann ihn aber nicht richtig sehen.

Der Tisch steht etwas abseits an der Wand und ist schon gedeckt: Zwiebelmustergerischir, Biertulpen, eine Platte, auf der Schinken- und Salamischeiben drapiert sind, garniert mit längs aufgeschnittenen Gewürzgurken und gezackten Radieschenhälften. In der Mitte des Tisches liegt ein Holzbrett.

„Setz dich hin“, sagt Klaus zu Henry, der unentschlossen in der Stube steht und sich umsieht, und sackt selbst auf die Couch.

Ursula huscht herein, reicht Klaus eilig zwei Bierflaschen und einen Öffner. „Mach mal“, sagt sie, lächelt Henry an und verschwindet wieder in der Küche.

Von dort aus ruft sie über den Ventilator der Dunsthaube und das Gebrutzel hinweg: „Seid ihr gut durchgekommen? Wie lang habt ihr denn gebraucht?“

Klaus antwortet, während er die Flaschen öffnet: „Na, so fünf Stunden. Vor Saalfeld haben sie eine Umgehungsstraße gebaut. Da geht's schneller. Aber wir haben uns auch Zeit gelassen.“

Henry setzt sich neben Klaus, nimmt sein Bier und setzt die Flasche sofort an den Mund. Klaus prostet ihm stumm zu und trinkt ebenfalls.

„Das ist vernünftig“, sagt Ursula. „Neulich hat sich wieder jemand totgefahren. Den hast du auch gekannt, Klaus. Der Uwe. Seine Leute hatten den Fahrradladen.“

Klaus kramt im Namens- und Gesichtsregister der Vergangenheit und wird unter Uwe und Fahrradladen fündig.

„Ach der?“

„Zu schnell in die Kurve. Er soll gleich tot gewesen sein. Überleg dir mal, der hat erst geheiratet, und das Mädchen hat ein Kind, das ist auch noch net alt. Zwei oder drei.“

Klaus nickt, obwohl Ursula sein Nicken nicht sieht, und verdreht die Augen. Ein Uwe ist tot, ein Uwe, den er mindestens zwölf Jahre nicht gesehen hat. Na ja.

Ursula huscht wieder vorbei, holt Servietten aus einem der unzähligen Fächer der Schrankwand und verteilt sie geschickt auf dem Tisch. Alles in einer Bewegung. Henry meint, einen dunkelblauen Kittelschürzenschweif hinter ihr zu sehen.

„Aus der Flasche! Also nein. Ich hab doch Gläser hingestellt“, sagt sie im Vorbeigehen zu Klaus, obwohl Henry gerade einen Schluck Bier genommen hat und zufrieden schnauft.

„Entschuldigung“, sagt Henry schnell, aber sie ist schon wieder in der Küche. Sie grinsen sich an wie zwei Lausbuben, die bei einem Streich ertappt wurden. Klaus küßt Henry schnell; verstohlen holt er sich diesen Kuß.

Eine Tür klappt. Sie hören Ursulas Stimme in den Flur schallen.

„Leo! Essen steht auf dem Tisch!“

Mit der dampfenden Bratwurstpfanne kommt Ursula schon wieder herein, kaum daß sie gerufen hat, und stellt den Tiegel auf das bereitliegende Holzbrett.

„So“, sagt sie und lächelt die beiden Männer an. „Dann könnten wir also. Ich mach mal die Kiste aus.“

Sie nimmt die Fernbedienung, die zwischen Henry und Klaus auf dem Sofa liegt, schaltet den Fernseher aus, geht zum Tisch und bleibt stehen, bis sich Klaus an den Tisch gesetzt hat. Sie deutet auf den Platz neben Klaus, und Henry setzt sich folgsam hin. Ursula führt die Endabnahme des gedeckten Tisches durch. Es scheint alles da zu sein.

„Wollen Sie Ketchup zu den Bratwürsten? Wir nehmen immer Senf.“

„Senf ist okay“, antwortet Henry.

„Morgen machen wir aber Rostbrätel“, sagt Ursula, als wären ihr die Bratwürste peinlich, als seien sie eine Scharte, die umgehend ausgewetzt werden muß.

Für einen Moment ist es still. Sie sitzen und warten auf Leo. Henry wartet mit. Er kennt das nicht. Astrid hat nie mit dem Essen gewartet. Meist war sie eh arbeiten, und Henry mußte sich sein Abendbrot selber zubereiten. Aber jetzt sitzt er hier, wo gegessen wird, was auf den Tisch kommt, wo man aufeinander wartet und gemeinsam beginnt. Gut, mit Klaus frühstückt er am Wochenende, und auch abends essen sie zusammen am Tisch. Dennoch scheint ihm die Situation seltsam fremd und steif.

Auch Klaus ist steif. Als wäre er sich eben bewußt geworden, daß es wahrlich drei Jahre sind, seitdem er das letzte Mal an diesem Tisch gegessen hat. Die Veränderungen sind ihm aufgefallen. Er hat zwar keine erwartet, aber sie sind da.

Ihm sind die Spüle und der neue Herd mit Ceranfeld aufgefallen. Und die neue Couchgarnitur. Vielleicht sind die Gardinen auch neu, er kann es nicht sagen. Den Teppich kennt er auch noch nicht.

„Schöner Teppich“, sagt er.

Ursula sieht auf den Boden, als sähe sie das beigebraune Muster zum ersten Mal.

„Ja, war nötig. Weißt ja, wie Vati ist.“ Es klingt entschuldigend.

Klaus weiß es. In der Küche steht noch das Küchenbüffet, obwohl sich seine Mutter, solange er denken kann, eine moderne Küche wünscht. Sie hat alles probiert, von der sanften Tour bis zum handfesten Krach.

„Was willst du denn! Das tut doch gut“, brüllte Leo. Ja, er brüllte. Klaus kann sich daran erinnern, weil sein Vater höchstens drei- oder viermal gebrüllt hat, soweit er sich entsinnt. Meistens ist Leo still gewesen.

Jetzt, als Leo die Stube betritt, sagt er nur „So“ und setzt sich ächzend neben Ursula.

„Dann können wir“, sagt sie und hält den Männern aufmunternd den Brotkorb hin.

„Guten Appetit“, sagt Leo.

Ursula bedient, legt jedem eine Bratwurst auf den Teller. Dann erst kümmert sie sich um ihr eigenes Essen. Die Bestecke klappern.

„Schmeckt’s?“ fragt Ursula, als Henry den ersten Bissen nimmt.

Henry nickt kauend, lächelt und verdreht genußvoll die Augen. Er schluckt, dann nickt er abermals: „Ja, sehr, danke.“

Ursula stellt den Senf etwas näher zu Henry.

„Was gibt’s Neues?“ fragt Leo und sieht über die Brillengläser hinweg zu Klaus.

„Nicht viel, eigentlich nichts. Der Job läuft soweit.“ Was soll er sagen? Er weiß nie, was er sagen soll bei seinen Eltern.

„Und was arbeiten Sie, Henry?“ Ursula mischt sich ein.

„Ähm, ich bin Webdesigner, in einer Computerfirma.“

Henry wünscht sich, daß es eine andere Bezeichnung für diesen Beruf gäbe, denn es klingt affektiert und großkotzig, paßt nicht in dieses kleine Wohnzimmer, das Ursula vorhin Stube genannt hat.

„So internetmäßig halt“, fügt er entschuldigend hinzu.

„Oh, davon versteh ich nun gar nichts. Und was machen Sie da.“

Henry lächelt unbeholfen.

„Das weiß ich manchmal auch nicht. Ich entwerfe Webseiten. Fürs Internet. Also ich programmiere, was da alles zu sehen sein soll. Bilder und Texte.“

Henry stammelt fast. Ursula sieht ihn interessiert, aber verständnislos an.

„Damals hab ich ja auch einen Computer bekommen im Büro. Aber das war nur die letzten zwei Jahre. Heutzutage würd ich mehr mitkriegen.“

„Na ja“, beschwichtigt Henry, „wird alles nicht so heiß gegessen, wie man es kocht.“

Ursula sieht kurz betreten aus, als hätte sie etwas Falsches gesagt, etwas sehr Unhöfliches zumindest. Dann kontrolliert sie wieder, ob die Teller noch voll sind. Plötzlich sieht es aus, als wüßte sie nicht wohin mit sich, als sei sie in der falschen Gesellschaft gelandet, krampfhaft bemüht, es sich nicht anmerken zu lassen.

„Langen Sie ruhig zu. Und du auch Klaus. Bist schmal geworden.“

Klaus schmunzelt verlegen: „Schmal ist gut. Hör ich gern.“

Er scheint sich ähnlich zu fühlen wie Ursula. Sie haben nie viel geredet. Wenn ein Gast da ist, verkehrt sich dieses Nicht-Reden in ein Schweigen, das, je länger es dauert, um so peinlicher scheint.

„Was haben Sie gearbeitet, Ursula?“

Sie zuckt zusammen. Unter Henrys Frage und weil er sie beim Namen nennt. Er sagt *Sie*, aber er sagt nicht Frau Schlosser.

Das klingt komisch, wie bei einer Verabredung, die eine sehr vornehme Partneragentur eingefädelt hat, oder eine Radio-Talksendung, in der Hörer anrufen und der Moderator gleichzeitig Vertrauen und Abstand suggerieren will.

„Ich war Chefsekretärin und Buchhalterin in einem kleinen, na, wie soll ich sagen, in einem Spielzeugbetrieb.“

„Aha.“

„Aber nach der Wende, da war eben Schluß.“

„Ja“, sagt Henry, als wüßte er, wovon Ursula spricht.

„Ja“, wiederholt Ursula wie ein schwaches Echo. Dann schweigen alle vier wieder und essen.

Henry ist es recht. Er spürt zwar die Stimmung, aber er will sich nichts daraus machen. Schließlich ist er der Fremde, und beide,

Ursula und Leo, sind nicht zusammengebrochen, als er vor ihnen stand, haben ihn nicht geringschätzig gemustert oder Klaus mit versteckten, strafenden Blicken malträtiiert.

In diesem Moment gewöhnt er sich an das Zimmer und an die beiden fremden Menschen, die zu Klaus gehören. Zu Klaus, dem Menschen, den Henry bisher am besten zu kennen glaubt. Besser als Astrid, besser als die Kollegen, die immer betriebsam sind, die immer irgend etwas reden, auch wenn sie nichts zu sagen haben.

Deshalb ängstigt Henry dieses Schweigen nicht. Im Gegenteil, er findet es nötig. Es wäre schlimmer, wenn alle losgeplappert hätten, als säße er nicht hier, der Freund von Klaus, der erste Mann, den er je seinen Eltern vorgestellt hat. Der Schwiegersohn. Henry möchte grinsen, tut es aber nicht.

Er vergleicht auch nicht Henrys Mutter – die kurz davor steht, eine alte Frau zu werden, der man ansieht, daß sie schön gewesen sein muß – mit seiner auf Jugend geeichten, niemals müden Astrid. Im Moment ist ihm diese einfache Frau sogar sympathischer. Er stellt sich vor, wenn sich Ursula schminken würde wie Astrid. Nein, er darf jetzt nicht lachen.

Klaus ist fertig. Er legt sein Besteck schräg auf den Teller. Ein vorbildliches Kind.

„Hat's dir geschmeckt?“

„Ja, klar. Wie immer.“

Klaus wirkt etwas beflissen. Er wünscht sich manchmal, sie würden mehr reden, aber es ist nicht mehr zu ändern. Diese unbeholfene Freude, die sich lieber versteckt hält, die sich nie nach draußen traut, er kennt sie. Henry hat ihm beigebracht, daß man sie zeigen kann, ohne sich des Gefühls zu schämen. Nun sitzt er hier und fühlt sich fast wie damals. Säße sein Freund nicht neben ihm, wäre es auch wie damals. Er wäre wieder in seiner alten Haut. Er haßt diese Haut.

Klaus haßt diesen pubertären, unsicheren Jungen, diesen Außenseiter, der sich immer wünschte, dazuzugehören. Und was er alles dafür tat, dafür haßt er ihn. Und er haßt den affektierten

Biologiestudenten, der noch genauso war, der sich eine Maske zugelegt hatte, als wäre das Leben nichts weiter als ein Kostümfest. Selbst das Studium war eine Verkleidung, sonst hätten sie ihn als Russisch/Deutsch-Lehrer geworben, denn Germanistik war voll, kein Studienplatz mehr frei. Biologie war ein Unfall, Biologen wären gesucht, sagte der Berater in einem Nebensatz. Und da Klaus weg wollte, weg aus Oberbirk, weg aus Thüringen, nach Berlin, studierte er eben Biologie. Und nun fragt er sich, wie er je etwas anderes hat tun wollen. Er hat seinen Beruf gern. Es ist keine Leidenschaft. Sein kühler Abstand, seine Gewissenhaftigkeit ist seine Stärke.

Darin unterscheidet er sich auch von Henry. Henry geht in seiner Arbeit auf, nimmt Probleme mit nach Hause, muß darüber reden. Es ist schwieriger geworden in den letzten Monaten. Klaus spürt, daß etwas in der Luft liegt. Henry wird nicht mehr lange dort bleiben. Er hat Probleme mit dem Chef, er bekommt nicht mehr die guten Aufträge, er wird häufig kritisiert. Klaus hört zu, wenn Henry darüber erzählt, weil er denkt, es hilft Henry, damit fertig zu werden. Klaus dagegen spricht nicht viel über das, was im Labor passiert.

„Also morgen machen wir Rostbrätel, und am Sonntag gibt es Klöße. Und Wild. Leo hat Wild besorgt“, gibt Ursula stolz zu Protokoll.

„Wildsau“, sagt Leo unvermittelt und grinst etwas provokant.

Sie lachen alle, befreit, als wären sie froh, daß das Essen vorbei ist.

„Du nun wieder. Wir haben Reh.“ Ursula steht auf, sammelt die Teller ein, geht wieder flott, als hätte jemand sie gerade aufgezo-gen, zur angelehnten Tür und stößt sie mit dem Knie auf. Klaus folgt ihr mit der Pfanne.

„Nein, bleib doch sitzen“, sagt Ursula.

„Laß doch, so geht's schneller.“

Henry und Leo bleiben sitzen, sehen zu, wie der Tisch immer leerer wird und nur noch Krümel und ein Fettfleck auf der weißen Tischdecke zurückbleiben.

Ursula nimmt das Damasttisch Tuch ab, faltet es sorgfältig zusammen und bringt es in die Küche. Im Vorbeigehen lächelt sie Henry an.

„Rauchen Sie? Sie können ruhig rauchen.“

„Danke“, sagt Henry.

Klaus kommt herein und legt Henry seine Zigaretten hin.

„Ich helfe nur schnell beim Abwasch.“

„Ja, klar, soll ich auch was machen?“

„Quatsch.“ Dann ist Klaus weg. Die Küchentür fällt zu.

Leo holt sich noch ein Bier und setzt sich auf den Sessel. Henry ist froh, daß er das tut. Er hätte sonst nicht gewußt, wo er hätte Platz nehmen sollen.

„Ist bei dir die Fernbedienung?“ Leo fragt und duzt ihn einfach.

„Ja“, sagt Henry kurz, sie liegt neben ihm auf dem Sofa, und reicht sie ihm.

Leo macht den Fernseher an. Henry raucht. Genüßlich. Er hatte gar nicht dran gedacht, aber plötzlich braucht er eine Zigarette.

„Das taugt nichts, die Raucherei“, sagt Leo.

„Ich weiß.“

„Hab auch geraucht. Vierzig am Tag. Dann war Schluß.“

„Wann war Schluß?“

„Beim Herzinfarkt“, sagt Leo trocken, als wäre das die Pointe für einen guten Witz. „War nur ein leichter. Aber das hat gelangt.“

„Das glaub ich“, sagt Henry und stößt den Rauch durch die Nase. „Stört Sie aber nicht, wenn ich jetzt hier ... ich mein, sonst geh ich raus.“

„Bleib ruhig da. Das geht schon seinen Gang.“

Die RTL-Nachrichten beginnen. Leo schaltet den Ton ein. Henry sucht ein Thema, über das er reden könnte, aber es fällt ihm keines ein. Also sehen er und Leo auf den Bildschirm. Es geht um BSE. Leo schüttelt nur kurz den Kopf. Henry trinkt, lehnt sich zurück und schaut auf den Schirm. Seltsamerweise ist er froh, etwas Ruhe zu haben, zwei Meter von Leo entfernt. Ja, dieser Mann hat etwas Beruhigendes. Etwas Verlegenes auch.

Wieder sieht sich Henry um. Das Zimmer ist nicht besonders groß. Neben der Schrankwand ist noch eine Tür, wahrscheinlich das Schlafzimmer. Es ist gemütlich. Im Moment. Müßte er hier leben, dann wäre dieses Zimmer für Henry ein großes Samtkissen mit Rüschen, das einem langsam, aber immer stärker aufs Gesicht gedrückt wird. Ein langsamer Erstickungstod. Vielleicht ist es das auch.

Bei ihm zu Hause war es das Gegenteil. Astrid schickte ihn mit sechzehn ins Internat. Eigentlich kehrte Henry danach nie wieder nach Hause zurück. Er kam nur zu Besuch. Astrid lebte ihr Leben, blühte auf, als hätte sie sich erst dann, als auch Henry fort war, von seinem Vater getrennt. Henry zog nicht wieder bei ihr ein. Nach dem Abitur besorgte sie ihm eine kleine Wohnung. Er konnte nicht mehr nach Hause kommen, denn es gab kein Zuhause mehr, nicht für ihn. Das ist kein Vorwurf, nur eine Tatsache, die Henry jetzt feststellt.

Leo schaltet auf die Tagesschau um und stellt Henry, der sein Glas inzwischen leer getrunken hat, noch ein Bier hin, macht es ihm auf und nickt. Es ist eine Art seltsamer Selbstverständlichkeit.

Hinter der Tür hört Henry Geschirr klappern und ein gedämpftes Gespräch.

Die Tür ist geschlossen. Klaus will sie aufmachen, aber Ursula sagt leise: „Nein, laß mal einen Moment zu.“

Dann läßt sie Wasser ins Spülbecken, gibt einen Spritzer Spülmittel hinzu und beginnt abzuwaschen. Klaus steht neben ihr und raucht eine. Das Geschirr kann noch abtropfen. Er hat eine Ecke des karierten Geschirrtuches lässig in den Gürtel gestopft.

„Geht's dir gut“, sagt Ursula. Es ist keine Frage, sondern eine Feststellung, die vorwurfsvoll klingt.

„Ja, denk schon“, sagt Klaus leise.

„Ein bißchen baff war ich schon, daß er mitkommt. Hoffentlich ist es ihm gut genug bei uns.“

„Ach, Mutti, warum denn nicht?“

Klaus nimmt den ersten Teller und beginnt ihn abzutrocknen. Sie rumort im Spülwasser herum, stellt Messer in das kleine Körbchen.

„Schöne Spüle“, sagt Klaus.

„Ja, im letzten Jahr haben wir die gekauft. Der Herd war kaputt, da war nichts mehr zu machen. Da hab ich auch gleich die neue Spüle bestellt. Vati hat zwar geknurrte, aber dann war's auch gut.“

„Schön“, sagt Klaus abermals, der sich lebhaft an das Gezänk wegen der Einbauküche erinnern kann. Immerhin, Vater war bislang standhaft. Das Küchenbuffet von Oma steht noch da. Klaus würde es am liebsten mitnehmen. Er mochte es immer, den Geruch nach Gewürzen und Holz, die kleinen Gardinchen hinter den Scheiben.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, sagt Ursula und deutet mit einer Kopfbewegung zu dem Möbel: „Jetzt bin ich *in* damit. Die jungen Leute suchen so was ja.“ Sie lacht etwas.

„Also, wenn du's nicht mehr willst, ich nehm's.“

Sie hält inne und sagt: „Kommst du also wieder öfter.“ Es ist keine Frage, mehr ein Seufzer, der erleichtert klingt.

„Klar.“ Klaus räumt die Teller in den Schrank. Alles hat noch seinen Platz. Enger ist es geworden. Ursula hat wohl neues Geschirr, doch es scheint, als hätte sie sich von ihren alten Tassen und Tellern nicht getrennt.

„Nein“, sagt sie plötzlich, „lass die mal draußen stehen, die kommen ins Wohnzimmer. Sind doch die guten.“

„Ja“, sagt Klaus beflissen und stellt die Teller wieder auf den Tisch.

„Ich hab mir Vorwürfe gemacht“, sagt Ursula.

Klaus weiß sofort, was sie meint.

„Frank und sein Yvönnchen haben mich damals nicht mal angeguckt, Mutti. Und das wollt ich mir nicht zweimal gefallen lassen.“

„Du weißt doch, wie sie sind“, antwortet sie beschwichtigend.

Vor drei Jahren hätte Klaus sie angebrüllt, so wütend hätte ihn dieser Satz gemacht.

Er war auf Besuch und hatte vergessen, daß sein Bruder Geburtstag hatte. Ursula und Leo nahmen Klaus also mit zur Feier. Keiner redete mit ihm, er bekam Kaffee und Kuchen, auch beim Abendessen wurde für ihn mit eingedeckt, aber niemand sprach mit ihm. Nicht einmal Karsten, davon abgesehen, daß Klaus das Kind sowieso nie leiden konnte, machte Anstalten, ihn überhaupt wahrzunehmen.

Danach fuhr er ab. Ohne Kommentar. Es tat weh. Weniger die Ignoranz von Frank und Yvonne schmerzte, es war vielmehr das Schweigen von Ursula und Leo. Sie bekamen alles mit und sagten kein Wort dazu.

Nein, Klaus ist ruhig, er weiß, wie die sind. Und er kennt Ursula.

„Irgend jemand hat denen gesteckt, daß ich schwul bin, oder?“

Er stellt diese Frage jetzt. Ruhig, ohne zu schreien, ohne zu zeigen, wie wütend er war, wie enttäuscht, daß keiner, weder Leo noch Ursula, einen Ton zu seiner Verteidigung gesagt hatten. Sie taten so, als würden sie es nicht mitbekommen.

Ursula zuckt etwas zusammen bei dem Wort „schwul“. „Ich will doch immer, daß ihr alle gut miteinander seid.“ Das ist also ihre Antwort. Wie immer.

„Habt ihr danach noch mal drüber gesprochen?“

Gurgelnd läuft das Wasser durch den Abfluß. Sie wringt das Schwammtuch aus, und als hätte sie die Frage nicht gehört, sagt sie zu Klaus: „Ist ein schöner Mann, der Henry.“

Klaus nickt und lächelt. Dann eben nicht. Es sind nur zwei Tage. Am Sonntagnachmittag werden sie sich ins Auto setzen und zurück nach Berlin fahren. Zwei Tage sind recht und gut, den Sohn zu spielen, der er nicht mehr ist.

Die Tür geht auf, und Henry steckt den Kopf durch den Spalt.

„Entschuldigung, ich muß mal für kleine Königstiger.“

Ursula stutzt. Einen Moment sieht sie aus, als hätte man sie ertappt, als käme jemand durch die Tür, über den gerade geredet wurde. Aber sie faßt sich sofort und lächelt.

„Sie nun wieder“, sagt sie gespielt schelmisch. „Draußen die linke Tür.“

Henry geht durch die Küche hinaus in den kleinen Flur.

„Licht ist außen!“ ruft sie ihm hinterher, und zu Klaus sagt sie, während sie sich in der aufgeräumten Küche umsieht: „Komm, wir gehen rein zu Vati. Ein bißchen sitzen.“ Sie lächelt feierlich und setzt hinzu: „Und ich hol eine Flasche Sekt.“